

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

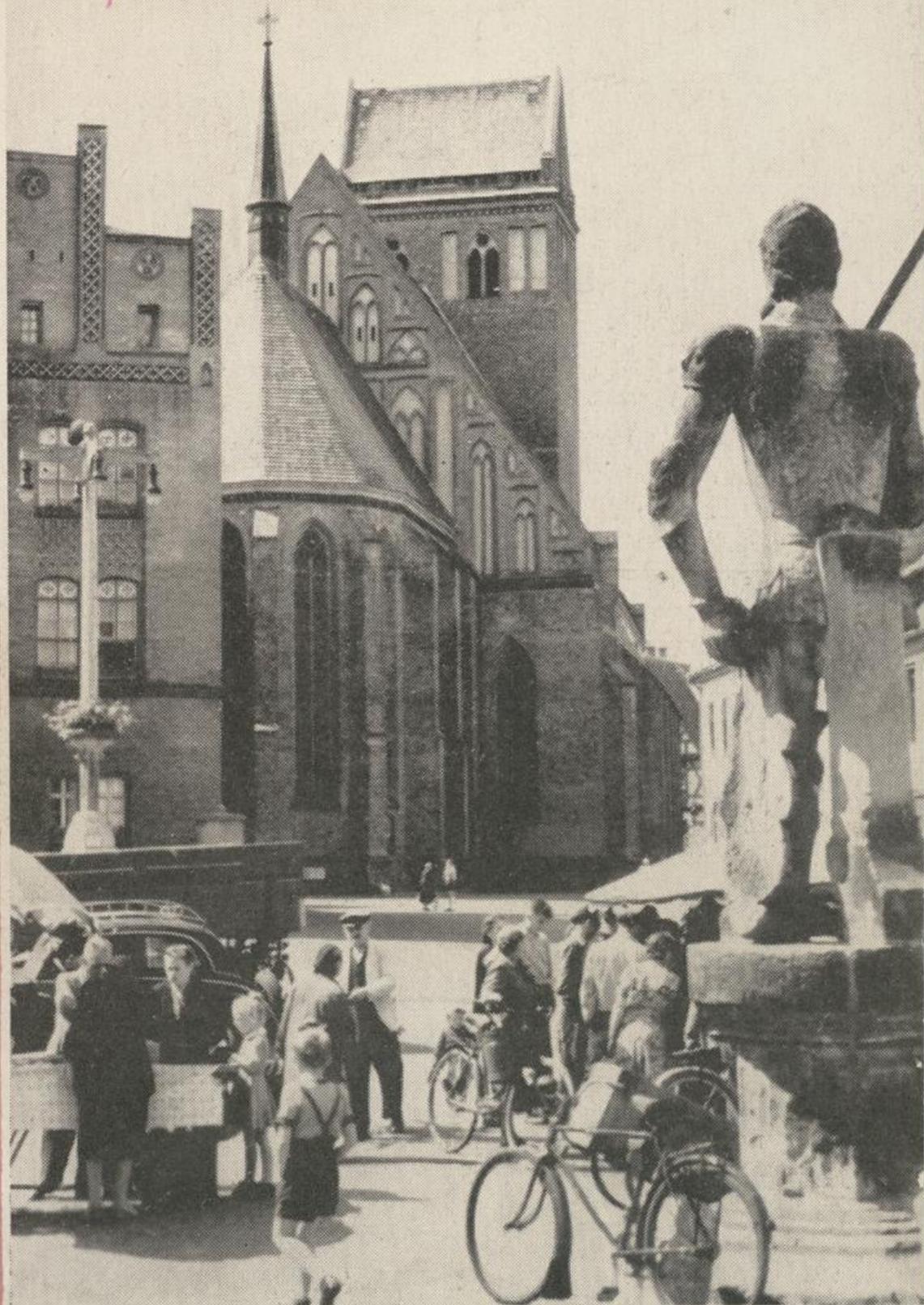
Unsere Heimat 1958

3 (1958)

3

HEIMAT
Unsere

Sup. Scholz



4. JAHRGANG / 1958

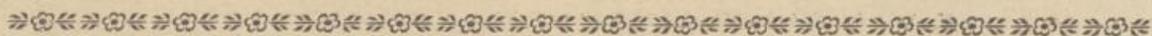
Blätter aus der Prignitz

P6 A 833



Aufn.: G. Schmalfuhs, Perleberg

Perleberg, Vorfrühling im Hagen



HANS SEILER, PERLEBERG

8. März – Internationaler Frauentag

Alljährlich am 8. März erheben die Frauen der ganzen Welt ihre Stimme für Frieden, Gleichberechtigung, Demokratie und Sozialismus — eine gewaltige, nicht zu überhörende Stimme. Doch die Frauen sind nicht nur Stimme, sondern auch Kraft, das bewiesen sie in vielen Aktionen, besonders in den volksdemokratischen Ländern.

Die Frauen sind es, die das Leben geben, sie wollen nicht, daß Blut von ihrem Blut für das Wohlergehen einiger Milliardäre geopfert wird. Ihre Söhne, ihre Männer sollen leben und mit ihnen eine glückliche Zukunft erarbeiten. So haben Millionen Frauen das Manifest der kommunistischen und Arbeiterparteien und die Botschaft des sowjetischen Ministerpräsidenten Bulganin freudig aufgenommen — es ist ihre Hoffnung und Kraft in einer Zeit, in der uns allen größte Gefahr durch die Vorbereitung und Auslösung eines Atomkrieges droht.

Die Gleichberechtigung der Frau ist in der DDR und in den volksdemokratischen Ländern und natürlich in der Sowjetunion gesetzlich festgelegt. Doch ist es auch so in jedem Haus?

Fühlt der Mann die gleichen Pflichten? Denken wir an die Erziehung der Kinder, an die täglichen Arbeiten im Haushalt. Wie wäre es, wenn wir Männer mit dem kleinen Päckchen und dem Blumenstrauß, den wir unseren Frauen und Müttern am 8. März auf den Tisch stellen, auch daran dächten, von nun an besser zu helfen — nein, was sage ich, alle gemeinsamen Dinge gemeinsam erledigen würden?

Unser Staat hat in den wenigen Jahren seines Bestehens zwar mehr an sozialen Einrichtungen geschaffen als alle anderen Deutschen Staaten zuvor und somit gerade den Frauen große Erleichterung gebracht. Doch müssen wir alle darum bemüht sein, diese Einrichtungen richtig zu nutzen und zu mehren.

In diesem Sinne wünschen wir allen Frauen einen schönen Festtag im Kreise ihrer Lieben.

Aus der wirtschaftlichen Entwicklung Wusterhausens

An der verkehrsreichen Berlin—Hamburger Chaussee träumt Wusterhausen als kleines, unbedeutendes Landstädtchen von einstigen großen Tagen. Hier fand damals eine von Lübeck und Rostock nach Süden führende Handelsstraße den Übergang über die Dosse, die bis zu dieser Stelle schiffbar war. Aus dem über Land- und Wasserstraße ziehenden Handel erwuchs der jungen Siedlung ein gewisser Wohlstand. Der Geschichtsschreiber Bekmann berichtet darüber: „Ehedem hat unstreitig die handlung zur nahrung ein großes beigetragen, da die Dosse noch . . . bis an den ort in der Stat schifbar gewesen, wo man doch die merkmahle der anlandung und die einem kleinem hafen ähnliche anfuhr siehet, auch versunkene mühlsteine, die daselbst ausgeladen worden; wie dann der ort auch noch jetzt die „schiffahrt“ heißt. Es hat also hierdurch der handel auf die havel und die elbe, Spree und Oder, nach Hamburg, Magdeburg, Berlin und anderen örtern einen freien weg gehabt, wodurch auch die verkehr mit den tüchern nach norden hin unterhalten worden.“

Infolge des günstigen Wasserweges wurde in Wusterhausen eine Salzniederlage errichtet. Das Salz kam wahrscheinlich aus dem Lüneburgischen in Schiffen auf Ilmenau, Elbe, Havel und Dosse in den damaligen Hafen, von dem nur der Name Schiffahrt erhalten blieb. Bohlen der Hafenanlage fand man noch, als 1933 der Platz neu gepflastert wurde. Vom Hafen führte ein breiter Graben zum Zollhaus, das an der Ostseite des Platzes lag. Von hier wurde das Salz mit Fuhrwerken abgeholt. Nordwärts beförderte man das Salz vermutlich auf dem Wasserwege weiter über Klempowsee, Bantikower und Stolper See zum Salzsee. Wie wäre sonst der eigenartige Name dieses Sees zu erklären! In weitem Umkreis durften die Bauern ihr Salz nur aus Wusterhausen holen. Im Osten reichte dieses Salzmonopol bis an die Temnitz.

Der Salzhandel brachte den Wusterhausenern reichen Gewinn. Außerdem wurde für die Ware Zoll erhoben, der auch in den Stadtsäckel floß. Eigentlich stand er dem Markgrafen von Brandenburg als dem Herrn der Stadt zu. Markgraf Waldemar aber hatte von der Stadt erhebliche Summen geborgt, die er nicht zurückzahlen konnte. Um die drängenden Bürger zu befriedigen, verpfändete er ihnen um 1317 die Zollgerechtigkeit.

Der steigende Reichtum der Stadt hat in der Kirche einen dauernden, weit- hin sichtbaren Ausdruck gefunden. In dem Maße, wie der Wohlstand stieg, erweiterte man den Plan des um 1250 begonnenen Kirchenbaues mehrmals noch während der Bauarbeiten. Als das Gotteshaus eben fertig war, folgten wieder Um-, Erweiterungs- und Ausbauten. So kann man an unserer Kirche bis 1500 fünf Bauzeiten unterscheiden. Noch heute zeugt das für die kleine Stadt verhältnismäßig große und hohe Kirchendach, neben dem die kleinen Häuser wie Küchlein um die Henne geschart liegen, von der einstigen Bedeutung des Ortes. Als 1560 das Salzmonopol erlosch, versiegte damit eine wichtige Quelle des städtischen Wohlstandes.

Wie einst durch den Salzhandel, wurde Wusterhausen später durch seine Schuster bekannt, deren Gilde um 1500 schon eine der angesehensten war. Gemeinsam mit den Tuchmachern besaßen die Schuster eine Loh- und Walkmühle im Kampehler Tor, die an der Stelle des Hauses Karl-Marx-Straße 19 stand. Die „Schusterdosse“, die diese Mühle trieb, ist heute zugeschüttet. Die einst darüber führende gewölbte Chausseebrücke liegt heute noch, allerdings überpflastert, im Zuge der Karl-Marx-Straße. Neben dieser Mühle sorgten noch mehrere, ebenfalls an der Schusterdosse sitzende Lohgerber dafür, daß den Schustern das Leder nicht ausging. Im vorigen Jahrhundert nahm das Schustergewerbe bei uns einen beachtlichen Aufschwung, um während der Gründerzeit, also nach 1870, seine volle Blüte zu erreichen. 98 selbständige Schuhmachermeister gab es damals in unserem Städtchen, das deshalb den Scherznamen „Schusterhausen“ erhielt.

An der dem Platz zugekehrten Wand des Eckhauses im Südosten der Schiffahrt meldet heute noch ein Schild wichtig, wenn auch unorthographisch, daß sich hier eine „Schuh & Stiefel-Fabrik“ befand. Auf der anderen, in der Thälmannstraße gelegenen Wand des Eckhauses weist ein großer gemalter Stiefel darauf hin, daß die Wusterhausener Schuster derbe Arbeitsstiefel herstellten. Die Stiefel wurden alljährlich mit Fuhrwerken zur Messe nach Leipzig geschafft. Nachdem 1844 die Berlin-Hamburger Eisenbahn gebaut war, steckten die Meister ihre Stiefel in große Säcke und fuhren damit von Neustadt auf der Bahn nach Berlin. Größere Betriebe verpackten die Stiefel in kofferähnlichen Holzkästen, die etwa 1½ Meter lang und breit und etwas über 1 Meter hoch waren.

Ein Fuhrunternehmer beförderte die vollen Kästen von der Schiffahrt aus nach Berlin, während die Meister bequem mit der Bahn nachfuhren.

Spürt man dem Leben unserer Schuster eingehender nach, so erkennt man wieder einmal, wie falsch und verlogen das beliebte Wort von der „guten alten Zeit“ ist. Oft fehlte es den Schustern an dem nötigen Geld für die

Bahnfahrt. So schoben sie denn ihre Stiefel auf der Schubkarre nach Berlin. Um den Fahrpreis geht es auch in der folgenden wahren Geschichte. Als die Schuster mit ihren Stiefeln nach Neustadt unterwegs waren, um sie nach Berlin zu bringen, wettete Meister Hoffmann mit seinen Kollegen um drei Taler, daß er ohne Fahrkarte durchkommen würde. In den Zug kam er ohne Fahrschein, es gab damals noch keine Sperren. Die Kollegen warteten gespannt auf den Schaffner, der es dem Hoffmann schon zeigen würde. „Die Fahrkarten bitte!“ Hoffmann fuhr seelenruhig in die obere Westentasche: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ Dann durchsuchte er umständlich die untere: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ So ging er langsam und ruhig alle Taschen durch, und ihrer waren früher in einem Männeranzug nicht wenige. Dazu murmelte er fortwährend: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ Dann kam der Stiefelsack dran. Nachdem er ihn umständlich geöffnet hatte, suchte und kramte er darin herum. „Ja, das hilft nicht, ich muß ihn ausschütten!“ Die Stiefel kollerten im Abteil herum. Jeder kam einzeln heran. Zunächst versuchte er auszuschütten, was etwa drin sein könnte. Dann drehte er ihn um, fuhr mit der Hand hinein und durchsuchte sein Inneres gründlich. Dazu das fortwährende eintönige Murmeln: „Hab doch mal ein Billjettchen gehabt!“ Das kann kein Mensch auf die Dauer ertragen, auch ein Schaffner nicht. Der wußte sich nicht anders zu helfen, als dem armen Schuster zu glauben, was dieser andauernd beteuerte. Die Wirkung war so nachhaltig, daß er ihn auch bei den weiteren Kontrollen unbehelligt ließ. So sparte Schuster Hoffmann das Geld für die Fahrkarte und bekam — hatte er doch die Wette gewonnen — obendrein noch drei Taler.

Neben den nach außerhalb gehenden Stiefeln schafften unsere Schuster auch für die umwohnende Bevölkerung. Die Arbeit häufte sich. Die Schustergesellen begannen um 8 Uhr zu arbeiten. Mit kurzen Essenspausen ging es dann meistens bis Mitternacht. Wenn viel Arbeit vorlag, wurde es 1, 2 oder 3 Uhr. Die Nacht zum Sonntag wurde oft durchgearbeitet. Am Sonntag saß man auch noch bis über den Mittag hinaus bei der Arbeit. Dann ging es mit der fertigen Ware auf die Dörfer hinaus. Neue Bestellungen und reparaturbedürftige Schuhe wurden gleich wieder mitgenommen. Wie sah es bei dieser fast ununterbrochenen Tätigkeit mit dem Lohn aus? Die Gesellen arbeiteten auf „Halbstück“, das heißt, sie bekamen freie Unterkunft und Verpflegung, ihre Wäsche wurde ihnen kostenlos gewaschen. Außerdem erhielten sie noch Stücklohn, für ein Paar kurze Stiefel 1,25 M, für dreiviertel lange 1,50 M und für ein Paar Langschäfte 1,75 M. Ein Mann schaffte in der Woche etwa 9 bis 12 Paar. Demnach hatte

ein Geselle, der kaum anderes als Arbeiten, Essen und Schlafen kannte, wöchentlich etwa 15 M Bargeld.

Wer es zum selbständigen Meister gebracht hatte, dem ging es allerdings gut. Er bekam für ein Paar Stiefel je nach Länge 6 bis 9 M. Man erzählt heute noch von dem Meister Wartenbach, der als Geselle mit 18 Silbergroschen in der Tasche hier ankam. Es gelang ihm, sich selbständig zu machen. In seiner Werkstatt arbeiteten fünf Gesellen vorwiegend Stiefel für die Rathenower Husaren. Das war zwar nicht für die Gesellen, wohl aber für den Meister sehr einträglich. Der stand sich so, daß er jedem seiner fünf Kinder 5000 M mitgeben konnte.

Den wachsenden Fabrikbetrieben konnten unsere Meister mit ihrer Handarbeit nicht standhalten. So ging eine Schusterei nach der anderen ein. Die letzten erlagen den Nachwirkungen des ersten Weltkrieges. Heute haben hier nur noch einige Flickschuster ein kümmerliches Dasein. An so manchem Haus aber scheint durch den neuen Anstrich noch das Firmenschild einer alten Schuhmacherei hindurch.

Etwas später entwickelte sich hier die Tabakindustrie. Da hatten einige Bauern etwa um 1850 mit dem Tabakanbau begonnen, zunächst vielleicht nur für den eigenen Bedarf. Der Anbau wurde erweitert, wovon noch eine „Tabakscheune“, die heute zum Holztrocknen benutzt wird, auf dem Grundstück Dossestraße Nr. 11 zeugt. Dann erlernten wohl einige Bauern oder deren Söhne das Zigarrenmachen und arbeiteten neben der Landarbeit, ohne eine Firma anzumelden. 1876 eröffnete der aus der Landwirtschaft kommende Gustav Heller hier die erste Zigarrenmacherei, in der er mit seinen beiden Söhnen arbeitete. Nun genügte der einheimische Tabak nicht mehr. Ausländische Tabake wurden eingeführt, und der hiesige Anbau ging ein. 1881 baute Carl Kleist in der jetzigen Moskauer Straße eine Zigarrenfabrik. Darin arbeiteten 20 Zigarrenmacher und 10 Frauen, die den Tabak zubereiteten. Außerdem waren noch Heimarbeiter neben der Fabrik tätig. Ferner gehörte noch ein Nebenbetrieb in Holten in Westfalen zur Firma. Die dort gefertigten Zigarren wurden zum Ablagern und zum Verpacken hierher geschickt. 40 000 Zigarren stellte die Firma wöchentlich her. Beim Ausbruch des ersten Weltkrieges lagerten in ihren Räumen etwa eine Million Zigarren.

Aus dem Kleistschen Betrieb gingen mehrere Zigarrenmacher hervor, die selbständig wurden. So entstanden die Firmen Plagemann, Albrecht und Blumenthal. Die Zigarrenmacher gehörten in der Mehrzahl der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands an, weshalb unser Ort den Beinamen das „rote Wusterhausen“ bekam.

Nach 1900 entwickelten sich in größeren Städten mit günstigerer Lage tabakverarbeitende Großbetriebe, die unter vorteilhafteren Bedingungen produzierten. Die wirtschaftlichen Erschütterungen des zweiten Weltkrieges verschärften den Existenzkampf unserer Mittel- und Kleinbetriebe. So ging allmählich eine Firma nach der anderen ein. Die Kleistsche Fabrik schloß 1934 den Betrieb. Nach dem zweiten Weltkrieg stellte 1949 die Firma G. Heller, die als erste mit der Zigarrenmacherei begann, als letzte den Betrieb ein.

Literatur und sonstige Quellen:

Mündliche Mitteilungen von Wusterhausener Bürgern.

Johannes G. Iskraut: Fünfzehnhundert Jahre im Dosselande. Im Selbstverlag 1875.

Karl Altrichter: Geschichte der Stadt Wusterhausen an der Dosse.

Verlag Rud. Petrenz, Neuruppin 1888.

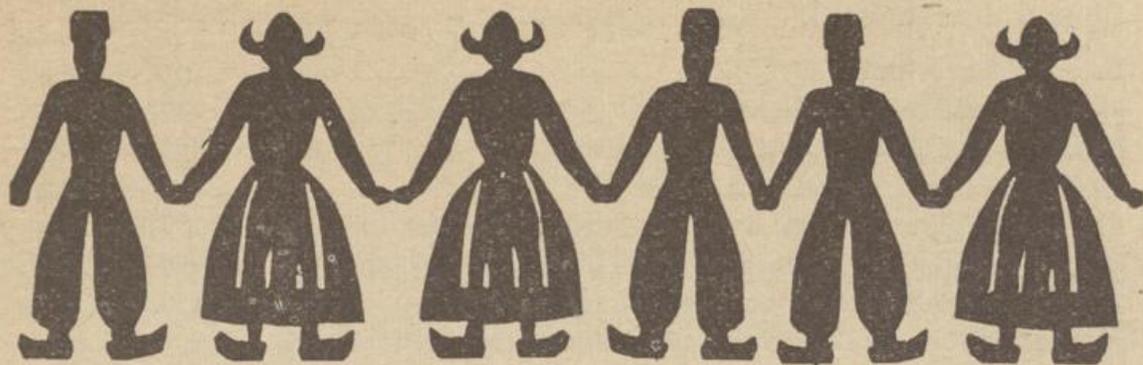
Ernst Friedel und Robert Mielke: Landeskunde der Provinz Brandenburg, Band 2 und 3. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1910.

Theodor Goecke. Die Kunstdenkmäler des Kreises Ruppin. Vossische Buchhandlung, Berlin 1914.



Aufn.: A. Ücker, Perleberg

Perleberg, Schuhstraße



Scherenschnitt von K.-H. Kuhn, Perleberg

HANS SEILER, PERLEBERG

Zum Volkskunstwettbewerb 1958

Der Rat des Bezirkes Schwerin hat zum dritten Male zur Teilnahme an einem künstlerischen Wettbewerb aufgerufen, an dem sich Künstler wie auch Laienschaffende beteiligen können.

Nichts ist besser als die Kunst dazu berufen, das Gute und Edle im Leben des einzelnen Menschen wie auch der Gemeinschaft zu fördern und zu festigen. Das Kunstwerk kann die Träume der Menschheit vom besseren, schöneren Leben erfüllen helfen, es kann uns begeistern und anspornen und unserem Willen Kraft verleihen. Doch das vermag nur ein Kunstwerk, was wahr und echt ist — was von einem realistischen Denken und Fühlen seines Schöpfers und dessen Verbundenheit zum Volke zeugt. Das Bedürfnis unserer sich erneuernden und den Sozialismus aufbauenden Gesellschaft, sich mit künstlerischen Problemen auseinanderzusetzen, ist sehr gewachsen. Das zeigt sich an dem Besuch bei künstlerischen Veranstaltungen und Vorträgen. Künstlerische Fragen, früher nur von wenigen beachtet, finden heute lebhaft Beachtung und leidenschaftliche Teilnahme. Ich erinnere nur an die Diskussion im „Sonntag“ über das Plakat zur Woche des Buches. In den Zirkeln und Arbeitsgemeinschaften hat vielfach eine ernsthafte Arbeit begonnen. Zumindest ist erkennbar, daß dort Wege gesucht werden, den Problemen näher auf den Leib zu rücken. Es ist nun so, daß mit dem tieferen Eindringen in die Materie auch die Schwierigkeiten wachsen. Hier hilft nur die echte Auseinandersetzung weiter — und das ist der Wert der künstlerischen Arbeitsgemeinschaften, die eine solche Arbeitsweise erleichtern.

Wir veröffentlichen zwei Arbeiten:

K. H. Kuhn - Scherenschnitt und ein Gedicht von E. Stadtkus „Volkslied“.
Sie sind als Anregung zur Teilnahme am Wettbewerb gedacht.

Diese Preise winken!

Prämiert werden:

	Laienkünstler B		
	1. Preis	2. Preis	3. Preis
	DM	DM	DM
a) Die schönste Vokalkomposition	500,—	250,—	125,—
b) Die beste Instrumentalkomposition	600,—	300,—	150,—
c) Die schönste Erzählung	500,—	250,—	125,—
d) Das schönste Gedicht oder der schönste Liedertext	300,—	150,—	75,—
e) Das schönste Bild, die schönste Grafik oder Plastik	600,—	300,—	150,—
f) Die besten Kurzscenen oder Sketchs	300,—	150,—	75,—
g) Die wirkungsvollste Karikatur oder das beste Plakat	400,—	200,—	100,—

Darüber hinaus können gute Leistungen durch Sachprämien Anerkennung finden.

Viel Erfolg!

Der letzte Einsendetermin ist das Datum des Poststempels vom 30. Juni 1958.

ERNST STADTKUS, REHFELD

Das Volkslied

Ein kleines Lied. —
Wer hat's erdacht
und wer zuerst gesungen?
Wer gab ihm Flügel,
daß es sich von Haus zu Haus geschwungen?
Von Haus zu Haus,
von Ort zu Ort
klingt's auf
und schwingt sich weiter fort.
Wo man es singt,
da bleibt zurück
ein Klang
voll Lebenskraft und Glück.
Der Bauer bei der Arbeit singt's.
Im Straßenlärm der Großstadt kling't's.
Der Hirte flötet's auf dem Feld. —
Es wandert um die ganze Welt,
das kleine Lied. —
Geboren hat es irgendwo
ein Menschenkind,
dem leicht und froh
vor Schaffensfreud und Lebenslust
ein Jauchser drang
aus froher,
übevoller Brust. —

DALLMIN

einst und jetzt

Denke ich an meinen Wohnort Dallmin und seine für einen Marktflecken immerhin interessante Entwicklung, so kommt mir ein Vers von Johannes Trojan in den Sinn:

„Heimatland, sei es Moor und Strand oder Fels und Sand, es ist daraus etwas zu gewinnen, wenn man's anschaut mit rechten Sinnen.“

Geht man nun den Spuren des geschichtlichen Geschehens nach, so findet man manches Interessante, Wissenswerte und Neue, das zu Verständnis und Liebe gegenüber der heimatlichen Umwelt führt. Da erhebt sich aus dem Dunkel der Geschichte die Landschaft zwischen Löcknitz und Karwe.

Viele Schätze haben hier die Altertumsforscher schon aus dem Boden gehoben. Wir bewundern noch heute die schöngebrannten und gutgeformten Urnen und Schalen der jüngeren Steinzeit, all die Werkzeuge fleißiger Menschen aus früheren Zeiten. Denn in dieser Epoche war der Platz, an dem das heutige Dallmin liegt, bereits besiedelt. Davon zeugen ein 2 Kilometer langes Urnenfeld, das man an der Westseite des heutigen Dorfes fand, und eine Leichenverbrennungsstätte, die allerdings schon längere Zeit zerstört ist. Wer mögen die Menschen gewesen sein, die diese Spuren zurückgelassen haben? Wie mögen sie gelebt haben? Wir wissen es nicht und werden es wohl auch nie erfahren. Nur die gefundenen Urnen, Steinbeile und -meißel, Bronze- und Eisennadeln, stumme Zeugen einer längst vergangenen und vergessenen Zeit, können wir heute noch betrachten. Da hält man vielleicht eine der altersgeschwärzten Urnen, wie sie heute noch in der Schule aufbewahrt werden, in der Hand und fragt sich, wer mag sie benutzt haben? Was für ein Mensch hielt sie einmal froh als gelungenes Werk in den Händen? Fremder Mensch aus vergangenen Zeiten, der du einst über die gleiche Flur wie wir gingst, du und dein Werk, ihr gehört zur Heimat!

Als Einzelwesen ist uns aus jener Zeit noch niemand bekannt, doch wissen wir, daß alle in so früher Zeit hier Ansässigen Germanen waren, slawischen Ursprungs war keiner von ihnen. Schon in früherer Zeit sind den Menschen in dem Tal der Löcknitz Blutvergießen, Leid und Tränen nicht erspart geblieben. Zur Zeit der Völkerwanderung wird das Gebiet und auch die alte germanische Siedlung Dallmin von den Wenden besetzt. Und nun ist es erschütternd zu sehen, wie früh in der Geschichte der unselige Rassenhaß emporlodert. Er trifft mit aller Schärfe die wendischen Bewohner des Gebietes. Noch sind keine tausend Jahre seit der Zeitenwende ver-

gangen, da dringen die Sachsen ein und nehmen das Land in Besitz. Alte Sagen klingen herüber und geben Kunde von harten Kämpfen und großem Leid aus jener Zeit. Durch die Kriege fast entvölkert, bleibt das Land zurück. Es braucht Menschen. Sie kommen aus den volkreichen Gebieten des Westens zu einer Landnahme großen Stils. Auch das Land an der Löcknitz wird besiedelt, und Dallmin, die uralte Siedlung, beginnt, den Charakter eines Dorfes anzunehmen.

Es ist schwer zu sagen, wie der Ort zu seinem Namen kam. Darüber gibt es verschiedene Ansichten. Glauben wir den Wissenschaftlern, so entstand Dallmin aus „Dolmen“, der Bezeichnung für die mit einem Deckstein verschlossenen Einzelgräber der Steinzeit. Sicher wird diese Art der Begründung die richtige sein, doch hat sich im Volk eine Sage lebendig erhalten, in der es sich die Entstehung des Namens auf seine Art deutet: Der Kurfürst von Brandenburg veranstaltete einst mit seinen Rittern eine Jagd. Zur Nacht schlugen sie ihre Zelte auf dem bei Dallmin gelegenen Galgenberg auf. Die Ritter hatten sich mit der Wache abzulösen. Im Morgenrauen stürzte sich plötzlich ein Wolf in das Zelt des Kurfürsten, der dadurch in arge Bedrängnis geriet. Da der herbeieilende Ritter von Winterfeld mit seinem Speer den Kurfürsten hätte verletzen können, packte er den Wolf mutig mit den Armen und erwürgte ihn. Zum Dank für diese Tat forderte der Kurfürst v. Winterfeld auf, sich etwas als Lohn zu wünschen. Dieser blickte in das vor ihm liegende Tal und sprach: „Dit Dal min!“ Die Bitte wurde gewährt und Name und Ort Dallmin waren entstanden.

Im Wappen von Dallmin sind ein Wolf und eine Roggengarbe zu finden, das Zeichen des Winters und das des Feldes.

Dieser Sage dürfen wir keinen vollen Glauben schenken, denn zu der Zeit, in der es in Deutschland die ersten Kurfürsten gab, bestand der Ort längst. Andere meinen allerdings, von Winterfeld habe nur, vom Galgenberg auf seinen Besitz weisend, gesagt: „Dat is all min!“ — Trauen wollen wir beiden nicht, aber doch ist in der Sage ein wahrer Kern enthalten, nämlich der Hinweis auf den Ritter von Winterfeld im Zusammenhang mit Dallmin.

Unser Ort Dallmin war in alten Zeiten der Stammsitz des Geschlechtes derer von Winterfeld. Sie treten 1329 erstmalig als Besitzer von Neuhausen, Dallmin, Stesow und der Burg Lobeke auf. Dieses Geschlecht ist nicht spurlos untergegangen. Im Dallminer Park finden wir die Spuren ihrer Burganlage. Dort erhebt sich ein größeres Plateau, umgeben von Graben und Wall. Darauf hatten sie ihre sicher recht feste und wehrhafte Burg erbaut. Wehrhaft mußte sie auch unbedingt sein, und nicht umsonst wird man sich viel Mühe mit ihrem Bau gegeben haben. Lag Dallmin doch hart an der Grenze zwischen der Kurmark und Mecklenburg und hatte viele blutige Kämpfe zu bestehen, denn die Mecklenburger und Lauenburger Herzöge scheinen recht streithaft gewesen zu sein. Jahrzehntelang tobte dort der Kampf, so daß man in Dallmin gezwungen war, sich mehrere

„Burgen“ zu bauen, die freilich nicht sehr stattlich und nur primitiv befestigt waren. Aber doch erfüllten sie ihren Zweck und boten den Dorfbewohnern einen Unterschlupf, wenn der Feind ins Land fiel.

So war der an der Grenze ansässige Adel in der Mark von besonderer Bedeutung, und es ist nicht weiter verwunderlich, wenn auch die von Winterfelds vom Kurfürsten mit besonderen Privilegien ausgestattet wurden. Ferner ist es erklärlich, daß sie, auf die der Kurfürst angewiesen war, sich einige Freiheiten herausnahmen, die nicht jeder gewagt hätte. So kam es, daß oft Streitigkeiten mit den Nachbarn vorkamen, zumal man es damals für sein gutes Recht hielt, auf eigene Faust Kampf und Streit zu beginnen. Auf diese Art kam es auch zu dem Ereignis, das in der Geschichte als Dallminer Fehde bekannt ist. Sie wurde im Jahre 1444 ausgetragen.

In jener Zeit war Heyne von Winterfeld Oberhaupt der alten Ritterfamilie. In seiner Hand befand sich Dallmin, die Grenzburg der Kurlande.

Es geschah im Winter, daß ein Perleberger Bürger, Hans Hutenberg, durch Dallmin zog. Er schien sich als Hausierer zu betätigen, brachte Nachrichten aus Perleberg und anderen Orten mit und war sicher auch gern bereit, Briefe nach dorthin mitzunehmen. Aus der Stadt brachte er diesmal einen Brief mit, den er auf der Burg abgeben sollte. Absender war ein auswärtiges, nicht märkisches Gericht, das einen von Heyne von Winterfelds Leuten zu einem Termin lud. Die Ursache war nichtig, und der Schuldige hatte auch nie Furcht gezeigt, da er glaubte, er werde beim zuständigen märkischen Gericht verklagt. In solchem Falle wäre Heyne von Winterfeld sein Richter geworden, den er nicht zu fürchten hatte. Es war damals nicht üblich, den angeblich Schuldigen bei einem für ihn nicht zuständigen Gericht zu verklagen, und es ist verständlich, daß Heyne von Winterfeld, der vorgeladene Dallminer und seine Gemeindegossen sehr ergrimmt. Nicht verständlich ist aber die Art, in der sie ihrem Zorn Luft machten. Sie überfielen den armen Hans Hutenberg, der von der von ihm überbrachten Hiobsbotschaft vielleicht gar nichts ahnte, zogen ihn nackt aus, geißelten und verprügelten ihn jämmerlich, um ihn dann nach Perleberg zurückzuschicken. Dort waren die Bürger mit Recht sehr erzürnt und forderten von Heyne von Winterfeld Genugtuung, die dieser jedoch verweigerte. Nun griff man in Perleberg zur Selbsthilfe, bewaffnete sich gründlich und zog nach Dallmin. Dort umstellten sie die Winterfeldsche Burg und versuchten noch einmal, ihren Besitzer zum Nachgeben zu bewegen. Doch umsonst sicherten ihm die wackeren Perleberger Leib und Leben zu, er war zu keinen Verhandlungen bereit. Da berannten die Städter die feste Burg und versuchten lange vergeblich, sie mit den mitgebrachten Waffen zu zerstören. Nur durch Abschießen von Brandpfeilen war es möglich, Heyne zum Aufgeben seiner Stellung zu zwingen. Er und der junge Adlige Friedrich von Klitzing, der in Dallmin das Kriegshandwerk lernen sollte, wurden sofort gefangengenommen, mit nach Perleberg

geschleppt und dort in tiefem Turmgewölbe in Ketten geschlossen, während in Dallmin die alte Grenzfeste der Mark verbrannte. Doch sollte sich Perleberg nicht allzulange seines Erfolges freuen. Seine Bürger sahen bald an allen Toren Absagebriefe der angesehensten Geschlechter der Prignitz kleben. Die Familien von Rohr, von Quitzow, von Kapenhengst, von Plate, von Velerogge und andere fanden es höchst unziemlich, daß ein Vertreter einer so angesehenen Familie wie der von Winterfeld so behandelt wurde, wie es höchstens einem Wegelagerer zustand. Daher befand sich die Stadt in einer recht mißlichen Lage und wandte sich in ihrer Not an den Kurfürsten, der am 22. März 1444 persönlich in Perleberg zur Verhandlung erschien. Er ließ H. v. Winterfeld aus dem Gefängnis holen, verwarnte ihn und gebot ihm, dem geschädigten Hans Hutenberg Bußgelder zu zahlen. Sodann mußten Stadt und Ritter gegenseitig Urfehde schwören, das heißt, schwören, daß sie von jeder Rache absehen wollten. So war der Friede im Lande gesichert und ein Unrecht gut gemacht worden.

Die von Winterfeld behielten Dallmin als Stammsitz bei. In der von ihnen um 1380 erbauten Kirche, die heute noch unverändert und fest steht, finden wir ein Bild mit der Unterschrift „Detlew von Winterfeld, Kurfürstlich Brandenburgischer Geheimer Rat, Landvogt der Neumark, Johanniter-Ordens-Kommendator in Schievelbein, Herr auf Dallmin, Sandow und Trebützow, 1547—1611“. Detlew von Winterfeld spielte zu damaliger Zeit als Gesandter an verschiedenen europäischen Höfen in der Geschichte Brandenburgs eine bedeutende Rolle. So nimmt es uns gar nicht wunder, daß unter seiner Herrschaft der Ort Dallmin eine ständige Förderung erfuhr und bald nicht mehr als Dorf, sondern als Marktflecken bezeichnet wurde, in dem auch große Märkte abgehalten wurden. Kein Wunder also, daß die Erinnerung an jenes Geschlecht sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, obwohl es im Jahre 1797 in der männlichen Linie ausstarb und sein in unserem Ort gelegener, zum großen Rittergut herangewachsener Besitz in fremde Hände überging.

In bunter Reihenfolge wechselten nun die Besitzer. Ob sie den Bauern das Leben auf ihren Höfen leicht gemacht haben? Wer weiß das! Zunächst übernahm das Anwesen ein Ritter des Johanniter-Ordens, der holländische Deichhauptmann von Jagow, nach ihm sein Sohn, der königliche Major a. D. Friedrich Wilhelm von Jagow, bis auch dieses Geschlecht im Jahre 1879 ausstarb. Und wieder mußte das Gut verkauft werden. Der Name des neuen Besitzers und seiner Nachfolger war für Dallmin von einiger Bedeutung, es war der Generalinspektor der Artillerie Theophilus von Podbielski. Lange sollte er sich seines Besitzes nicht erfreuen, starb er doch schon im gleichen Jahr, in dem er den Kauf vollzog. Nunmehriger Herrscher über Dorf und Gut Dallmin wurde der später in weiten Kreisen bekannte Generalleutnant à la suite des Husarenregiments, Staatssekretär und Minister für Landwirtschaft und Forst Viktor von Podbielski. Von

ihm wird heute noch oft gesprochen, denn er veränderte das Antlitz des Bauernortes gründlich. Breite Asphaltchausseen verbinden nun den Ort mit allen Ortschaften der Umgebung. Energisch setzte er sich für den Bau der Kreisringbahn ein, der erst durch eine kräftige, finanzielle Unterstützung aus Dallmin möglich wurde. Sicher wird der Gutsbesitzer dies alles nicht nur aus purer Nächstenliebe getan haben, sondern um seinem Gut wirtschaftlichen Aufschwung zu verleihen. Aber doch kam der Anschluß an das Verkehrsnetz auch der Bevölkerung zugute. Auch die Dallminer Kinder sollten nicht zu kurz kommen, für sie baute er im Jahre 1903 ein neues Schulhaus, welches, um- und ausgebaut, noch heute benutzt wird. Darauf folgten ein Postamt, Telefonbetrieb und bald nach der Gründung der Überlandzentrale elektrisches Licht. Auch auf der Straße brauchte abends bald niemand mehr in der Dunkelheit umherzustapfen, wurde doch 1925 der ganze Ort mit elektrischer Straßenbeleuchtung versehen. Nun nahmen auch ein Arzt, ein Tierarzt und ein Apotheker ihren Wohnsitz bei uns.

Für die sportlich interessierte Jugend entstanden ein 4 Morgen großer Sportplatz und eine schöne, geräumige Turnhalle. Eine Stärkefabrik und mehrere Ziegeleien ließ Viktor von Podbielski außerdem errichten, aus denen er gewiß große Gewinne zog. Bei diesen Unternehmen war er gezwungen, große Mengen Geld auszugeben. Aus der Stärkefabrik, der Molkerei und den Ziegeleien zog er großen Profit, doch verbrauchte er ihn andererseits sehr schnell, um sein verschwenderisches Leben finanzieren zu können. Dazu kam, daß er als Postminister des Deutschen Reiches seit einigen Jahren in Berlin lebte und sich den Dallminern nur im Sommer zeigte. Hier walteten Inspektoren ihres Amtes. Der Besitz des Postministers Viktor von Podbielski wurde bald an den Holländer Ornes van Nyenrode verkauft. Er war aber auch nicht der letzte Gutsbesitzer, den die Dallminer sahen. Das Gut kaufte nun ein Herr von Natusius, der bald starb und das Anwesen seiner Frau hinterließ. Sie zog aber schon kurze Zeit später nach Magdeburg zu ihren Kindern, die dort eine Munitionsfabrik besaßen.

Aber auch für Dallmin schlug die Stunde der Befreiung von der kapitalistischen Fron im Jahre 1945. Siegreich zog die Sowjetarmee in unseren kleinen Ort ein und übergab das Gut, für dessen Aufbau jahrzehntelang viele Menschen schwer arbeiten mußten, dem deutschen Volk. Das Antlitz des Dorfes veränderte sich nun, und das Leben nahm einen Aufschwung. Im ehemaligen Schloß wurde 1946 ein Lehrerbildungsinstitut errichtet, in dem viele junge Lehrer Bildung und Wissen erwarben. Der wunderbare, einst so streng gehütete und den Blicken der Dorfbewohner durch eine hohe Mauer entzogene Park durfte nun von jedem, der dazu Lust verspürte, benutzt werden. Von nun an führte jeder Sonntagsspaziergang der Dallminer durch ihren Park, an den prachtvollen ausländischen Bäumen

freut sich nicht mehr nur eine Familie, viele Menschen sehen sie heute staunend an. Im Jahre 1953 wurde das Schloß wieder einer anderen Bestimmung zugeführt, da das Lehrerbildungsinstitut nach Dömitz verlegt worden war. Nun zogen 70 elternlose Kinder in das Haus ein, in dem früher nur eine einzige Familie lebte. Sie alle fanden dort eine neue Heimat. Das Kinderheim ist aus Dallmin nun gar nicht mehr wegzudenken, so eng ist es mit dem Jahresablauf des dörflichen Lebens verbunden. Da feiert die Gemeinde ihr Fest der Arbeit, den 1. Mai. Wer schmückte den Maibaum, wer putzte die Maienkrone mit den bunten Bändern aus? Die Jugend des Kinderheims besorgte das. Der Klang ihrer frischen Lieder dringt in das Herz auch des mürrischsten Griesgrams. Wenn zu den lustigen Weisen des Akkordeons sich die Paare in den kunstvoll verschlungenen Figuren des Volkstanzes drehen, strahlen, nicken und klatschen sogar die ganz Alten: „Joa, uns Kinner . . .!“ Was wären die Vorabende der großen Feste des Volkes ohne den Fackelzug der Jugend, wer sollte bei den Festen der Feuerwehr für die Unterhaltung sorgen, wenn nicht die Kulturgruppe des Heimes? Eng mit dem Kinderheim ist die Zentralschule verbunden. Sie nimmt die Kinder umliegender Orte auf. Munteres Treiben herrscht in allen Pausen vor dem Schulhause, während die Bauern und Traktoristen der nahegelegenen LPG „Thomas Müntzer“ mit schweren Maschinen hinausfahren auf die Felder, um den Boden zu bestellen, der nun endlich ihr eigen geworden ist. Fleißige Menschen wohnen in Dallmin, leben doch hier nicht nur Bauern, sondern auch viele Arbeiter, die in der Stärkefabrik tätig sind, die nun auch dem Volke gehört. Im Kultursaal versammeln sich dann sehr oft nach des Tages „Last und Hitze“ die Einwohner Dallmins, um durch gute Filme, Buchbesprechungen, Vorträge und andere Darbietungen Erholung und Entspannung zu finden.

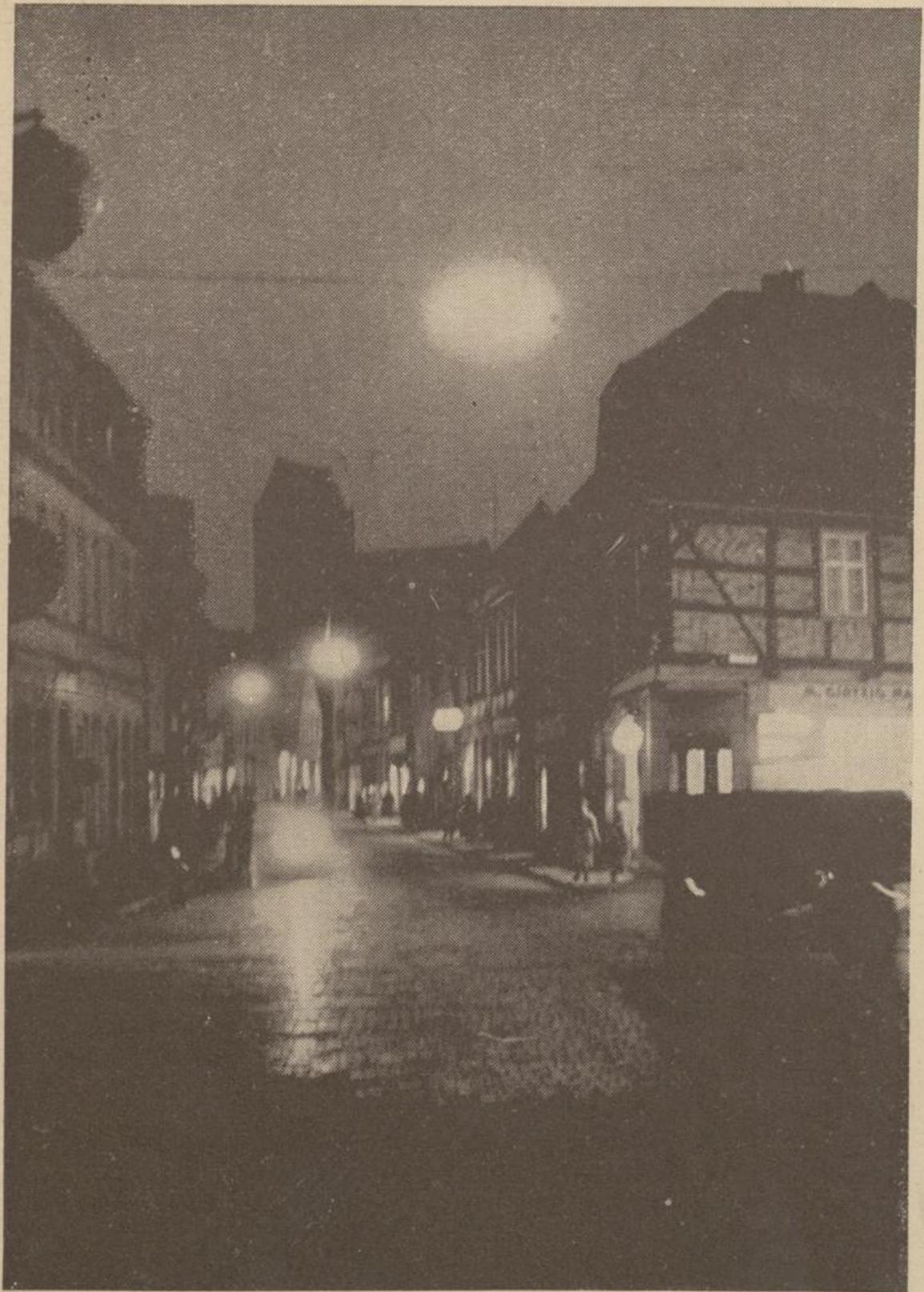
Doch ernst und mahnend erhebt sich auf dem Marktplatz das Denkmal für die Verfolgten des Naziregimes. Sorglich sind seine Anlagen gepflegt und geschmückt, nie fehlt es in der guten Jahreszeit an reichem Blumenschmuck, — ein Dank für jene, die halfen, daß auch in Dallmin ein neues Leben beginnen konnte.

Wir haben so dem Werden und Wachsen Dallmins im Laufe der Zeiten nachgespürt, ein weiter Weg liegt hinter uns. Doch er ist noch nicht zu Ende, er führt wieder fort von uns, hinein in die Zukunft. Möge sie freundlich und licht aussehen für das Tal an der Löcknitz mit dem Marktflecken Dallmin!

Nachstehend eine Berichtigung zu dem in Heft Nr. 1/58 erschienenen Artikel „Frau Elbe und ihre Prignitzer Flußkinder“.

Der Verfasser ist Herr Rektor i. R. H a r t i g, Wittstock/Dosse, und nicht, wie irrtümlich angegeben, R. Harbig, Kyritz.

Auf Seite 21, Zeile 12, muß es heißen: „. . . könnte sie von dem schweren Dienst . . .“
auf Seite 22, Zeile 33: „ein e n f a n t terrible.“



Aufn.: G. Schmalfuhs, Perleberg

Perleberg, Abend in der Bäckerstraße

Saat des Sturmes

Ein Heimatspiel in 10 Bildern von Will Anders

Ort der Handlung: Kyritz

Fortsetzung

Ein halbes Jahr ist seit den Niederlagen des für unbesiegbar gehaltenen preußischen Heeres vergangen. Die Armeen Napoleons haben ganz Preußen besetzt. Napoleon fordert hohe Kontributionen. Jeder Offizier stellt persönlich maßlose Ansprüche, jeder Soldat erpreßt oder plündert. Bürger und Bauern ziehen die Köpfe ein und geben mit Wut im Herzen das Geforderte, um Schlimmeres von sich und ihrem Hause abzuwenden. Der König hat den Freiherrn vom Stein, als einem ihm unangenehmen Neuerer, der die Bauern aus der Abhängigkeit vom Adel befreien will, entlassen und schreibt ekelhaft unterwürfige Briefe an Napoleon. Der Magistrat von Kyritz erfüllt die Forderungen des Kommandanten und des Intendanten in Perleberg eilig, höflich und untertänig.

Im März 1807 verbreitet sich das Gerücht, Schillsche Truppen seien im Anmarsch, in Teetz habe man sie bereits gesehen. Am Abend des 31. erscheinen sie vor dem Wusterhausener Tor in Kyritz. Man öffnet gegen den Willen des Magistrats, die ersehnten „Schillianer“ entpuppen sich als ein Haufe preußischer Soldaten von verschiedenen Regimentern. Das Kommando führt ein Wachtmeister Fischer vom Blücherschen Husarenregiment. Er trägt den Arm in der Binde und als Waffe einen französischen Offiziersdegen. Einige seiner Männer haben einen Strick statt eines Koppels um den Leib.

Was sich gegen 8 Uhr des Abends auf einer Straße in Kyritz abspielte, wird durch folgende Szene geschildert:

2. BILD

Die Ackerbürger Schäfer und Meyer kommen im Gespräch die Straße entlang und setzen sich auf eine Bank

- Schäfer: Daniel, ich sage dir, das war noch nicht das Ende. Das dicke Ende kommt noch.
- Meyer: Soll das Ende denn noch dicker werden? Wo wir doch jetzt in Perleberg die franzö'sche Kommandantur haben und keiner reine gar nischt mehr darf, wenn er nicht die Herrn Mosjes gefragt hat vorher. Meinst du, daß noch mal Soldaten nach Kyritz kommen, von Napoleon seinen?
- Schäfer: I, was weiß ich, was noch kommen für welche? Ich mein' man bloß, der Krieg ist noch nicht aus. Daniel, ich sage dir, der geht nun man erst richtig los!

- Meyer: Was wollen die denn bei unsereins noch holen? Wir haben doch nischt mehr.
- Schäfer: Daniel, hätt'st du das gedacht, daß das mal so kommt? Hätt'st du n'icht auch gedacht, wenn unsre den Napoleum unter die Finger kriegen, dann zerbrechen sie ihm alle Knochen im Leibe?
(Totengräber Kluth geht vorüber)
Was sagst du, Vater Kluth, ist das nicht so gewesen, wie ich sage? Ich weiß das noch wie heute. Bei Kaufmann Kerstens war gerade Kindtaufe. Die Post kam ein paar Stunden später aus Berlin, und da kam der Bruder von Kersten seiner Frau mit.
- Kluth: Der auf Doktor studiert?
- Schäfer: Ja, der. Und der hat's als erster mitgebracht, daß Napoleum Unsere verdroschen hat. Bei Jena und bei Auerstädt. Daniel, hast du das gedacht, daß unser König bis nach Memel würde retirieren?
- Meyer: Sie sagen ja, bei Teetz da liegen welche von den Preußen, und die wollen nach Kyritz rein.
- Schäfer: Daniel, die wollen wir nun gar nicht sehen. Die wollen sich bloß durchfressen aus unserm Rauchfang und dunsaufen aus unserm Krug. Die sollen man erst die Franzosen wieder über den Rhein treiben.
- Kluth: Unser Magistrat hat die Tore zuschließen lassen. Und die Wachen haben sie verstärkt. 16 Mann stehen nun an jedem Tor. Ich muß auch hin, ans Wusterhausensche.
- Schäfer: Na denn lauf man, daß du hinkommst, Kluthen-Vater. Wo haste denn deine Musket'?
- Kluth: I, die andern haben ja auch keine.
- Schäfer: Daniel, nun frag ich dich, was soll uns das nun nütze sein? Sollen die nun über die Mauer spucken, wenn die Schillianer kommen und sagen: „Nun geht man weiter, wir geben nischt?“
- Minchen: *(kommt sehr erregt herbei)* Haben Sie's gehört, Schäfer? Haben Sie gehört? Preußische Husaren kommen! Man suchet schon Quartier für die Braven. Haben Sie Ballerstädt nicht gesehen? Ich muß ihm sagen, daß ich einen ins Quartier nehme.
- Meyer: Da kommt ja Gendarm Ballerstädt.
- Minchen: Mon Dieu, da kömmt er wahrhaftig. Ballerstädt, Sie suchen gewißlich Quartier für die Husaren. Ich wünsche einen Offizier, einen ganz hohen Offizier, bitt ich mir aus, einen . . . Korporal!
- Ballerstädt: Mademoiselle, das Pläsier kann ich Ihnen nicht machen. Die Tore sind zu und bleiben zu, und die draußen sind, die bleiben auch draußen.

- Minchen: Mon Dieu, es sind die Unseren, Ballerstädt. Vielleicht hat unsere geliebte Königin sie geschickt . . .
- Ballerstädt: Befehl vom Magistrat!
- Minchen: Sie werden die Mauern attackieren!
- Linchen: *(kommt eilig hinzu)* Man attackieret keine Mauern, die stürmet man. Ballerstädt, der höchste Offizier, der die Eskadrons kommandieret, kömmt zu mir ins Quartier!
- Schäfer: *(zu Meyer)* Daniel, ich sage dir, dann zieht er schnell wieder weiter.
(Major von Bärwald kommt in Eile)
- Minchen: Ah, Herr Major!
- v. Bärwald: Guten Abend, mes dames!
- Linchen: Herr Major wollen gewißlich die einrückenden Truppen besichtigen . . .
- Minchen: Herr Major, ob wohl Herr General von Beeren sich an die Spitze der Regimente stellen wird?
- v. Bärwald: Der General wird den Deubel tun. Der hat nach seiner Gefangennahme parole d'honneur gegeben, sich nicht mehr in die Kriegshandlungen einzumischen. Jetzt sitzt er an der Wässerung und angelt Barsche.
- Minchen: . . . und wenn Herr Major selber das Kommando übernehmen?
- v. Bärwald: *(bissig)* Ich? Bei meinem Podagra? Ich kenne die Prinzipien der Taktik von Alexander dem Großen bis zu Friedrich dem Großen, aber mit der Lausetaktik dieses Sansculotten-Generals soll sich der Deibel im Dustern auskennen!
(er geht wütend weiter)
- Linchen: *(blickt ihm nach)* Waschlappen sind sie, die Männer Preußens, außer dem Gneisenau und dem Nettelbeck in Kolberg und dem Courbière in Graudenz. O, ich sollte ein Mannsbild sein, ich würde Regimente aus dem Boden stampfen!
(Der Kommissionär Cervus aus Berlin geht vorüber, alle sehen auf den Fremden)
- Cervus: *(Sehr überheblich zu Schäfer)* He, sage er mir, wo das Rathaus ist.
- Schäfer: I, wenn die Franzosen das nicht auch mitgenommen haben, dann muß es ja wohl noch auf dem Marktplatz stehen.
(Cervus geht ohne zu danken weiter)
- Meyer: Wenn der auf's Rathaus will, muß er doch hier lang gehen.
- Schäfer: I, Daniel, laß ihn doch. Wenn der die Marschroute beibehält, kommt er so gegen Morgen auch auf'm Rathaus an. Auf'm Pritzwalker.
- Minchen: Mon Dieu, Schäfer, wer war der Mensch, er trug die französische Kokarde?

- Schäfer: Was wird der schon sein für'n Wundertier, Mamselle? Franzö'sche Revolution, Napoleums Hoflakai, Mosje Robesper, der war das.
- Linchen: Aber Minchen, was fragst du, man sah ihm doch die Person von Stand auf ein Dutzend Schritte an.
- Meyer: Ob das ein heimlicher Spionierer war?
- Schäfer: Daniel, der kam mir mehr vor wie ein unheimlicher Spekulierer.
- Minchen: Ein unsympathisches Subjekt!
(*Frau Krüger und Frau Schrader kommen Arm in Arm*)
- Linchen: Ah, zwei Bürgermeisterinnen Arm in Arm! Guten Abend, liebste Madame Schraderin, meine beste Krügerin . . .
- Minchen: (*erstaunt*) Sie kommen vom Holzhausenschen Tore?
- Frau Krüger: Richtig geraten, Liebste.
- Frau Schrader: . . . und denken Sie, die Wache wollte uns partout das Tor nicht öffnen.
- Minchen: Mon Dieu, Sie waren außerhalb der Stadt?
- Frau Krüger: Muttchen Schulze feiert doch heute ihren Sechsendsechzigsten. Wie sollten wir Muttchens Geburtstag vergessen? Und nicht einmal der liebe Karl Friedrich war dabei. Er arbeitet noch auf der Kämmereikasse.
- Frau Schrader: Ja, man sagt immer, es sei eine Ehre, beim Magistrat zu sein, aber es ist eine schwere und undankbare Ehre.
- Frau Krüger: Man kennt seinen Mann nur noch schnarchend von Mitternacht bis zum Sonnenaufgang.
- Minchen: . . . und man wollte Sie nicht in die Stadt hereinlassen?
- Frau Schrader: Bei Gott nein, stellen Sie sich vor, während ihre Frauen bei Muttchen Schulze am Bullengraben Kaffee trinken, geben unsre fürsorglichen Männer Ordre zur Schließung der Tore, wegen der marodierenden Soldaten.
- Frau Krüger: . . . und als wir ans Tor kommen, ruft Schneider Schulze, der sich als Gendarm wie der Sultan von Arabien fühlet, er habe strikte Ordre, kein Mäuslein hereinzulassen, und er werde keine Ausnahme machen. Dem habe ich aber die Leviten verlesen.
- Schäfer: (*zu Meyer*) Daniel, ich sage dir, mit Bürgermeisters ist das schon schwer umzugehen, aber mit Bürgermeistersfrauen ist das noch viel schwerer. Das ist schon dem ollen Bassewitz schlecht bekommen.
- Linchen: Dieses Mannsvolk, man sollte sie in der Freiarche wässern, daß ihnen die Marotten vergehen.
- Kersten: (*kommt hinzu*) Guten Abend, meine Damen. Wer wird denn so schlecht von uns braven Männern sprechen?
- Kluth: (*Der noch hinter der Bank bei Schäfer und Meyer gestanden hatte*) Na, dann will ich man an die Arbeit gehen. Guten Abend auch.

- Kersten: Was will er denn noch arbeiten, jetzt am Abend, Vater Kluth? Muß er denn so eilends noch eine Gruft ausheben? Nehme er mal erst eine Prise. (*Bietet ihm die Dose an*)
- Kluth: (*nimmt die Prise*) Nee, Herr Kersten, Gruften hab ich immer ein paar parat. Nee, damit bin ich immer vorauf. Zwei können ruhig sterben, für zwei ist immer das Bett gemacht. Nee, ich soll an's Wusterhausensche Tor zur Verstärkung.
- Treu: (*kommt vom Tor her gelaufen*) Brauchst nicht mehr zu gehen, sie sind schon drin!
- Baldenius: (*kommt ihm nachgelaufen*) Wo ist Brigadier Ballerstädt? Die Schillianer sind in der Stadt!
- Linchen: Wieviele Regimenter sind es und wer führet sie an?
- Baldenius: Regimenter sind das nicht, Mamsell, ein Wachtmeister ist das und so an die dreißig Mann. Husaren und Füsiliere und was weiß ich, was noch für welche.
- Alexander Brandt: (*kommt von der anderen Seite*) . . . und wenn sich die Bürger und Jünglinge von Kyritz bewaffnen, dann ist es ein Bataillon!
- Ballerstädt: (*eilig herbeikommend zu Baldenius*) Was ist los? Warum bist du nicht auf deiner Wache?
- Baldenius: Die Schillianer sind in der Stadt!
- Ballerstädt: Verfluchte Schweinerei! Wer hat das Tor aufgemacht? Der Magistrat hat strikte Ordre gegeben, die Schillianer bleiben draußen.
- Wachtmeister: (*kommt vom Tore her mit einer Anzahl Soldaten und
Fischer: vielem Volk*) Nun sind aber die Schillianer nicht draußen geblieben! Weil die Schillianer einem preußischen Magistrat, der vor preußischen Soldaten die Tore verschließen läßt, mal in die Visage spucken wollten. Wenn die Franzosen kommen, dann macht ihr euch vor Angst in die Hosen, aber vor euern Landsleuten, vor Maladen und Blesierten, da riegelt ihr euch ein. Eine feine Stadt seid ihr und einen saubern Magistrat habt ihr. Pfui Deubel, noch mal! (*zu Ballerstädt*) Wer sind Sie?
- Ballerstädt: Kaufmann Ballerstädt.
- Fischer: . . . und spielen sich hier als Stadtkommandant auf?
- Ballerstädt: Die französische Kommandantur hat mich und vier andere Bürger zu Gendarmen ernannt, damit für Ruhe und Ordnung gesorgt . . .
- Fischer: . . . und die Tore geschlossen werden und die Räucherkmern und die Bäckerläden, damit die ehrsame Bürgerschaft nicht Hunger zu leiden braucht und die Herren Franzosen auch was finden. Wenn gehungert werden muß, dann sollen doch die preußischen Soldaten hungern. Die sind ja da zum Verrecken! Wer hat euch bewaffnet?
- Ballerstädt: Die französische Kommandan . . .

- Fischer: Entwaffnen! Die Waffen sind beschlagnahmt. Gehören der preußischen Armee! *(Soldaten entwaffnen die Gendarme)* So, Herr Kaufmann Ballerstädt, jetzt kehrt Marsch in Ihren Priemladen. Die alten Weiber brauchen Schnupftobak und Leinöl! *(Er lacht laut, das Volk stimmt ihm zu, die Gendarme gehen ab)*
- Treu: *(tritt vor Fischer und nimmt Haltung an)* Herr Wachtmeister!
- Fischer: Was willst du?
- Treu: Kürassier Treu vom Regiment von Beeren meldet sich zum Dienst.
- Fischer: Wie heißest du, Treu?
- Treu: Befehl, Herr Wachtmeister!
- Fischer: Ist recht, daß du deinem Namen Ehre machen willst. Ist ein gefährlicher Dienst im Rücken der Franzosen. Da kann man keine Memmen brauchen. *(leise)* Weißt du, wo der Regimentsschneider Metke wohnt?
- Treu: Befehl, Herr Wachtmeister.
- Fischer: Dann führst du uns nachher hin zu dem, aber erst mal auf's Rathaus.
- Treu: Befehl, Herr Wachtmeister.
- Fischer: Abmarschieret! *(Die Soldaten gehen ab, das Volk läuft nach)*
- Frau Krüger: *(ängstlich)* Was ist Ihre Meinung über diesen?
- Frau Schrader: Ich weiß nicht, mir gefällt er nicht.
- Kersten: Gevatterin, ich sehe in dieser Affaire auch nicht klar. Dem Ballerstädt hat er Unrecht getan, aber Soldaten sind nun mal ein rauhes Volk, das bringt der Krieg so mit sich.
- Frau Schrader: Was werden die Franzosen dazu sagen? Mir macht's das Herze bange.
- Frau Krüger: Wenn's nur der Stadt nicht zum Schaden wird.
- Alexander: Madame Krügerin, es gehet nicht um Kyritz, es gehet um Preußen, nein, um das ganze Teutschland. Der Major von Schill, das ist ein Patriot, wie Preußen viele könnte brauchen. Er rufet in Mecklenburg zum Widerstand auf. Ein jedes Dorf, eine jede Stadt, ein jedes Haus sollte man zur Bastion machen gegen Napoleon.
- Kersten: Ich denke, sie werden's einer wehrlosen Stadt nicht verübeln können, wenn sie sich nicht verteidiget gegen ihre eigenen Landsleute, und daß die Herzen der Kyritzer für Preußen schlagen, nun, was anderes wird selbst der Kaiser der Franzosen nicht erwarten. Darf ich Sie begleiten, meine Damen? *(Kersten und Alexander gehen mit den Damen ab)*

Ende des zweiten Bildes

Das Geheimnis von Perleberg

Historische Novelle

Fortsetzung

Gelegentlich einer Korrespondenz mit dem preußischen Geschäftsträger in London stellte es sich heraus, daß die Behörden in Berlin und Perleberg einer Mystifikation zum Opfer gefallen waren.

Weder war von der englischen Regierung in der Angelegenheit Bathursts ein Spezialkommissar nach Perleberg geschickt, noch ist jemals wieder das Gepäck zum Vorschein gekommen.

Die Internierung Fischers auf einen bloßen Verdacht hin ließ sich nicht länger aufrechterhalten. Auf Grund einer Verfügung des Gouvernements Berlin setzte ihn Klitzing in Freiheit.

Einige Tage nach Fischers Abreise fand der rührige Perleberger Bürgermeister Stappenbeck in dem „Berliner Fremden-Anzeiger“ die Notiz, daß in Berlin ein „Kaufmann Krüger aus Perleberg“ angekommen sei. Da es in dem von ihm betreuten Gemeinwesen keinen Kaufmann dieses Namens gab, so meldete er schleunigst dem Berliner Polizeipräsidium, daß hier ein Betrug vorläge.

Umgehend erhielt er von dem Polizeipräsidenten Gruner ein Dankschreiben des Inhalts, daß die Angelegenheit ihre Richtigkeit habe. Man sei über die Persönlichkeit orientiert. Der von dem Kommandanten von Perleberg mit einem Paß versehene „Kaufmann Krüger“ sei in Wirklichkeit ein gewisser „Fischer“.

*

In den Tuileries tat Lady Bathurst einen Fußfall vor Napoleon. — Der Kaiser war bestürzt. Er hob die Dame auf und sprach herzlich auf sie ein. Man mußte den Eindruck gewinnen, er persönlich stehe dem Verbrechen von Perleberg fern. Überdies verpfändete er sein kaiserliches Wort, daß ihm die Ermordung des Diplomaten unbekannt sei und versprach Lady Bathurst, die Nachforschungen nach ihrem Gemahl nach Kräften zu fördern. „An einem Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln.“

Von französischen und preußischen Behörden unterstützt, stellte die Familie Bathurst an Ort und Stelle Ermittlungen an. Auf dem Bankhause Schick-

ler in Berlin waren fünfhundert Taler deponiert als Belohnung für einen Fingerzeig, der auf eine greifbare Spur weisen könne.

Im Frühjahr 1810 kamen mehrmals auf französische Pässe Engländer nach Perleberg. Von der preußischen Regierung, dem Kreisdirektor v. Rohr, dem Landrat der Prignitz v. Petersdorff und dem Bürgermeister Stappenbeck wurden sie bereitwilligst in ihren Nachforschungen unterstützt. Umsonst.

Nicht die allergeringste Spur von Lord Bathurst war zu entdecken.

*

Geraume Zeit nach diesen Vorfällen, gerade lang genug, als daß man nicht bereits alle Indizien hätte restlos beseitigen können, setzte sich in Perleberg die Meinung durch, daß der Engländer keinem politischen Verbrechen, sondern einem Raubmorde zum Opfer gefallen sei.

„Volkes Stimme ist Gottes Stimme.“

Von Anfang an hatte sich ein Verdacht auf das der Post gegenüberliegende alte Giebelhaus gerichtet. Gehörte es doch jenem übelbeleumdeten Kleiber (Menicke), dem Spitzbuben und Vater der drei „Franzosenliebchen“. Allgemein galt der Alte als fränkischer Spitzel. Vorübergehend hatte er sich unter dem Verdacht der Spionage in Untersuchungshaft befunden. Man ließ ihn wieder laufen. Er mußte wohl über einflußreiche Beziehungen verfügen. Wenn auch in Perleberg es als offenes Geheimnis galt, daß in seinem Hause der Lord umgebracht wäre, wagten es die Behörden nicht, gegen ihn einzuschreiten, ja, nicht einmal eine Haussuchung vorzunehmen.

Später sollen in Altona Schmuckstücke zum Vorschein gekommen sein, die als das Eigentum Bathursts festgestellt und von einem gewissen Hecker (Hacker) zum Verkaufe angeboten waren.

Auch hier war die Rücksichtnahme, es unter Umständen mit der französischen Polizei zu verderben, so groß, daß man auch dieser Spur nicht weiter nachging.

Als sich dann die weltpolitischen Ereignisse überstürzten, die Freiheitskriege alles Interesse fesselten und des Imperators Weltreich zusammenbrach, was galt da in diesen bewegten, den Erdball erschütternden Zeiten, wo Hekatomben von Menschenleben geopfert wurden, wo man mit ehernen Würfeln um das Geschick ganzer Völker spielte, das Schicksal des einzelnen?

Ein Blatt, das der Wind verwehet.

Die Welt kam nicht zur Ruhe. Unterdessen verstaubten die Aktenbündel.

Lord Bathurst ward vergessen.

Ungelöst blieb das Geheimnis von Perleberg.



Aufn.: Maria Spenker, Rostock

Perleberg, Blick von St. Jakobi

GUIDO WOLF GÜNTHER, KYRITZ

Mumien in der Prignitz?

Ja, — wir brauchen nicht immer an ägyptische oder südamerikanische Fundstätten zu denken, wenn wir den Begriff „Mumie“ hören: seit dem Jahre 1710 liegt im Dörfchen Kampehl bei Neustadt (Dosse) die Leiche des Ritters Christian Friedrich von Kahlbutz und ist zur Mumie geworden, die noch heute besichtigt werden kann und schon das Interesse bekannter Gelehrter gefunden hat. So wissen wir, daß der berühmte Wissenschaftler Virchow, der in den „Schriften der Berliner Akademie“ 1888 einen vielbeachteten Aufsatz über die ägyptischen Königsmumien veröffentlichte, auch am „Kahlbutz“ gründliche Untersuchungen vornahm, ohne allerdings zu einem schlüssigen Ergebnis über die Gründe der Mumifizierung zu gelangen.

Stellen wir erst einmal fest, daß die Wissenschaft unter Mumien durch physikalische oder chemische Einwirkungen vor der Verwesung geschützte Menschen- oder Tierkörper versteht, die auch im ganzen ihre natürliche Form behalten haben, so müssen wir noch den Unterschied machen, daß es natürliche und künstliche Mumien gibt, und um dem „Kahlbutz“-Problem verständnisvoller nahezukommen, müssen wir uns wohl zuerst mit diesen Tatsachen befassen. Das ist deshalb notwendig, weil die immer zur Legendenbildung bereite Volksmeinung um diese, wie auch anderwärts aufgefundene Mumien allerlei Sagen gewoben hat, die zum Teil sehr zweckbetont sind, je nachdem der zur Zeit der Legendenbildung herrschende „Geist“ gesteuert hat. Wir wollen also ohne Blick auf die Überlieferung bekannte Tatsachen der Mumifizierung aneinanderreihen; vielleicht bekommen dann die Leser, die sich zu einer Visite beim alten Ritter Kahlbutz entschließen, eine Grundlage, die wertvoller ist als Volkssagen.

Bei der natürlichen Mumie liegen keine Absichten vor, den Körper zu konservieren; es werden also keine manuellen Eingriffe oder Veränderungen an der Leiche vorgenommen. Man überläßt die „Verlederung“ oder Austrocknung lediglich Einflüssen, deren Deutung noch nicht restlos gelungen ist, wie auch unsere Kampehler Mumie erweist. Die Wissenschaft hat an ungezählten Funden feststellen können, daß durch Trockenheit des Bodens am Begräbnisort, wie z. B. bei den sogenannten „weißen Mumien“ der Sahara und der peruanischen Wüsten, diese Konservierung erfolgt. Ebenso können Verlederungen ihre Ursache haben in dauernden austrocknenden Luftbewegungen, die durch die Grabstätten streichen, wie sie an der Westküste Südamerikas und auf dem Großen St. Bernhard beobachtet wurden, und schließlich sind bestimmte Bodenzusammensetzungen, die arsenik-, blei-, alau- oder kochsalzhaltig sind, als Ursache der Mumifizierung festgestellt worden (Kapuzinerkloster Palermo, Bleikeller im Bremer Dom, Felshöhlen aller Kontinente). Wertvolle Aufschlüsse geben hierbei auch die sogenannten „Moorleichen“, die in Forschungs- und Reiseberichten oft erwähnt werden: dichte Packungen von Moor und Torf haben hier konservierend gewirkt, und die oft darüberstehende Wasserdecke hat ebenfalls dem mumifizierenden Luftabschluß gedient. Und schließlich verweise ich auf die wohl bekannten Funde im sibirischen Eis, die uns wertvolle, für die zoologische Entwicklungsfor-schung sehr aufschlußreiche Konservierungen (Mammut!) durch Jahrtausende bewahrten und die Rekonstruktionen längst ausgestorbener Tiere ermöglichten.

Wenn nun diese genannten Ursachen in Beziehung auf unsere Kahlbutz-

Mumie gesetzt werden und noch keine endgültig befriedigende Erklärung geben, so dürfen wir mit wissenschaftlichem Ernst noch eine letzte Erklärung hinzufügen, über die die Forschung noch keine letzte Klarheit schaffen konnte: die Möglichkeit noch unbekannter Strahlungen, die die Verwesung hindern! Bezüglich der schon erwähnten „Bleikammern“ sind diese Untersuchungen positiv ausgefallen, und es wäre also nicht ausgeschlossen, daß die Grabstätte des Kahlbutz — ob sie heute noch am gleichen Platze sich befindet, dürfte schwer festzustellen sein! — vielleicht solchen konservierenden Strahlen ausgesetzt war. Von einem etwa 70 kg wiegenden Körper sind noch rund 10 kg übriggeblieben, und ein menschlicher Eingriff an der Leiche konnte nicht festgestellt werden, so daß der endgültigen Lösung des Tatbestandes noch viele Fragen gegenüberstehen, die auch einmal beantwortet werden, wenn ähnlichliegende Fälle das Bild abrunden. Durch nachfolgende Tatsache scheint die Vermutung, daß auch irgendwelche noch nicht erforschte Strahlungen in unserer Heimat die Mumifizierung begünstigen, gestützt zu werden: In ortsgeschichtlichen Aufzeichnungen des hiesigen Heimatforschers Dr. Wegener findet sich die Feststellung, daß die kleinere der beiden Friedhofskapellen, die jetzt als Leichenhalle dient, ursprünglich das Erbbegräbnis des Oberpredigers Dr. Heinrich Bauer und der von ihm aus Italien nach hier angesiedelten Schwestern Torchiana war, deren eine Dr. Bauer geheiratet hatte. Im gleichen Jahre starben Dr. Bauer und seine Frau (1846) und wurden in der Kapelle beigesetzt. 1928 wurde die Kapelle dann zur Leichenhalle bestimmt und dabei auch die Frage nach dem weiteren Verbleib der Särge gestellt, und hier zitiere ich aus der erwähnten Schrift wörtlich: „Als man die Särge öffnete, fand man, daß die Leichen mumifiziert, d. h. luftgetrocknet waren; Dr. Bauer hatte ein Kästchen mit einem toten Kanarienvogel in der Hand; seine Frau, die im Kindbett gestorben war, hatte den toten Säugling an der Brust. Die Leichen sind nunmehr unter Gewölben beigesetzt.“

Für die künstlichen Mumien haben die Gelehrten schon ziemlich genaue Aufschlüsse zusammentragen können, und es ist bei weitem nicht so, daß das „klassische Land der Mumien“, Ägypten, etwa allein die künstliche Verlederung der Leichen — auch von Tierkörpern, wenn sie „geheiligt“ Tiere waren! — durchführte. (Der Name „Mumie“ kommt von einer arabischen Bezeichnung für Wachs oder Erdharz, das man zur Mumifizierung benützte.) Auch die Bewohner der Kanarischen Inseln, die Mexikaner, die Peruaner und birmanische Priester huldigten diesem Brauch, der ganz offensichtlich mit dem Glauben an ein Wiederaufleben der toten

Körper zusammenhängt. So schmückte man die Körper mit oft sehr kostbaren Gewändern und gab ihnen hochwertigen und uns heute noch in den Museen Erstaunen abnötigenden Schmuck mit. Ja, zuweilen tragen diese Mumien Schriften bei sich, zum Teil auf die einhüllenden Binden geschrieben, aus denen hervorgeht, wer sie sind und welche Umstände zu ihren Lebzeiten herrschten. Die weltberühmt gewordenen Veröffentlichungen der Wissenschaftler H. Brugsch, Pettigrew, Budge und Virchow in den Jahren zwischen 1880/95 brachten Licht in die alten Überlieferungen und schufen ein außerordentlich plastisches und vor allem beweisbares kulturgeschichtliches Bild des alten Ägypten und seiner kulturell hörigen Randgebiete.

Es ist hier kaum der Ort, weitläufige Beschreibungen der vielartigen Verfahren zu geben, mit denen man die künstlichen Mumien schuf; allen gemeinsam ist die Entfernung der leicht verweslichen Eingeweide- und Hirnteile und ihr Ersatz durch textile Stoffe, die man mit allen möglichen Harzen, Oelen und Salben tränkte, und im „Papyrus Rhind“, den Brugsch und Birch übersetzten, werden die einzelnen Zeremonien, die bei der Einbalsamierung der Leichen notwendig waren, ausführlich beschrieben und auch die Stoffe genau genannt, so daß praktisch mit den außerdem wesentlich fortgeschrittenen Mitteln unserer heutigen Konservierungskunst solche Mumien durchaus hergestellt werden könnten, wenn unsere Zeit dafür noch Verwendung hätte! Und wer seinen Karl May noch in Erinnerung hat, der weiß ja von dem „Skalp“, den die Indianer als Sieges-trophäe mit sich trugen und der eine Mumie der Kopfhaut des getöteten Gegners darstellte. Aber um diese vor der Verwesung bewahrten Menschen- und Tierkörper (Ibis, Geyer, Ichneumon, Schlangen usw.) spann seit Menschengedenken auch der Aberglaube seine wunderlichsten Blüten und machte den Handel mit ihnen und ihren Teilen zu einem sehr einträglichen Geschäft! Goethe weiß in seinem „Wilhelm Meister“ davon zu erzählen, daß noch in seinen Tagen Teile von ägyptischen Mumien als heilsame Arznei verkauft wurden, denn schon Paracelsus hatte in sein Heilsystem die Mumien einbezogen, und der gesamte Hexenwahn spielte mit den Mumien von Gehenkten eine üble, ganz auf die Dummheit der „Patienten“ eingestellte Rolle. Selbst die morschen Leinenbinden — zuweilen brauchte man bei vornehmen Mumien Hunderte von Metern — wurden stückweis als Medizin angeboten, und wenn ein Handbuch der Pharmazie, das 1944 erschien, als Kuriosum zu berichten weiß, daß der Handel mit solchen Mumienmitteln noch gegenwärtig hier und da betrieben wird, so mag dies ein Beweis mehr dafür sein, daß sich für den unsinnigen Aberglauben auch heute noch Dumme finden.

Der Wusterhausener Landsturm und die Schlacht bei Stüdenitz

Haben Sie, lieber Leser, schon einmal etwas von einer Schlacht bei Stüdenitz im Freiheitskrieg 1813 gehört oder gelesen? Vermutlich nicht! — Der damalige Kommandeur des Wusterhausener 12. Landsturmbataillons, Major Jesse, behauptete jedoch, daß sie stattgefunden hätte und mit viel Umsicht und Tapferkeit siegreich geschlagen worden wäre. Und seine Worte als Hauptmitkämpfer dürfte man doch wohl kaum anzweifeln. Aber lesen Sie selbst hierüber nachfolgende wahre Begebenheit:

Bekanntlich gab die Konvention von Tauroggen, die General York als Führer des preußischen Hilfskorps der Großen Armee Napoleons am 30. Dezember 1812 mit den Russen abschloß, den Anstoß zur Erhebung Preußens gegen das französische Joch. Der Verfall und die Auflösung der französischen Armee mit ihren Verbündeten und der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps am 3. Februar 1813 wurden in allen Kreisen mit ungemeinem Jubel aufgenommen. Am 28. Februar kam dann der preußisch-russische Bündnisvertrag zustande. Es folgte nunmehr Schlag auf Schlag, die Kriegserklärung am 16. März 1813 an Frankreich, und am nächsten Tage der „Aufruf an mein Volk“.

Etwas später, am 22. April 1813, folgte der Befehl zur Organisation des Landsturms. Das Land wurde zu diesem Zweck in Bezirke eingeteilt, wovon der Wusterhausener mit 21 Ortschaften der zwölfte wurde. Der Aufruf zur Bildung des Landsturms betraf alle männlichen Personen vom 16. bis zum 60. Lebensjahr, soweit sie nicht anderweitig Verwendung fanden. Die bereits in Wusterhausen bestehende Bürgergarde, schimpflicherweise auch „Rauhbeine“ oder „Raufbolde“ genannt, die ihre Verwendung nur in Friedenszeiten finden sollte, löste man auf. Sie trat aber fast geschlossen in den Landsturm über.

Dem Landsturm fiel die Aufgabe zu, versprengte und zurückgebliebene Franzosen, die dem Marsch ihrer Truppe nicht mehr folgen konnten, abzufangen, die Bevölkerung vor Streifkorps — auf eigene Faust requirierende und als Vagabunden sich herumtreibende Soldaten — zu schützen. Der Landsturm hatte ferner die Aufgabe, dem Feinde nur allen erdenklichen Schaden zuzufügen. Der Sammelpunkt der Reste der geschlagenen



Aufn.: A. Ücker, Perleberg

Perleberg, Blick vom Hohen Ende zur Poststraße

und vernichteten „Großen Armee“ war das bis an die Elbe grenzende Land Westfalen.

Die Bekleidung und Bewaffnung mußte sich jeder Landsturmmann selbst besorgen. Mittel hierfür und für die Beschaffung von Ausrüstungsgegenständen gab es nicht und konnten auch nicht aufgetrieben werden. Für die Mehrheit, die Pikenträger, bestand die Bewaffnung aus einer Pike mit schwarz-weißem Fähnchen und einem möglichst mit Eisen beschlagenen Knüppel. Wer eine Flinte oder Büchse aufreiben konnte, wurde den Schützen eingegliedert. Den kleineren Teil machte die Kavallerie aus, die mit eigenem Pferd, gleichfalls mit einer Pike und, wenn irgend möglich, mit Säbel und Pistole auszurüsten war. Die Befehlsgewalt des 12. Landsturmbataillons übte nach Anweisung des Gouvernements der Stadtrichter und frühere Prokonsul Johann Georg Jesse von Wusterhausen aus, der ein besonderes Vertrauen der oberen Instanzen besaß. Nachdem beim ersten Appell der Treueid, nach welchem sich jeder als treuer und braver Landsturmmann zu zeigen und dem König und Vaterlande mit Gut und Blut zu dienen hatte, von allen Beteiligten abgenommen und die Kriegsartikel

verlesen worden waren, wurde regelmäßig sonntags und mittwochs geübt und exerziert.

Während der Landsturm in den westlichen Bezirken sich schon voll mit den ihm übertragenen Aufgaben befaßte und sogar mit Hilfe von Kosakentrupps von Havelberg aus Vorstöße über die Elbe unternahm und dort Spitzel und Spione aushob, aber auch Bauern und Tagelöhner mit Dreschflegeln und Wagenrungen wie in Blumenthal zur Selbstverteidigung übergangen, lag das Wusterhausener Bataillon immer noch in Reserve oder Ruhe, exerzierte und übte.

Doch dann am 23. August, die Schlacht bei Großbeeren war im vollen Gange, der Kanonendonner war in Wusterhausen deutlich zu hören, wurde „Generalmarsch“ geschlagen. Die Franzosen, so hieß es, wären, von Magdeburg kommend, im Anmarsch. Sie wären bei Sandau über die Elbe gesetzt, wollten Berlin vom Norden her angreifen und diese Gegend hier besetzen. Vortruppen hätte man schon in Stüdenitz gesichtet. Jetzt, in dieser ernstesten Stunde, trat bei den einzelnen Landstürmern eine allgemeine Kopflösigkeit ein. Einer konnte seinen Brotbeutel, der andere seine Stiefel und ein weiterer der alarmierten Männer sogar seine Pike nicht finden. Ein fürchterliches Abschiedsgeheul, so berichtet uns der Chronist, soll es gegeben haben. Frauen und Mädchen liefen ihren Männern und Söhnen nach, umarmten und küßten sie, heulten und schrien, gaben wohlgemeinte und gute Ratschläge, auch solche, wo und wie man sich verstecken und was man beten sollte, damit die feindliche Kugel nicht träfe. Mutter Hingsten wußte sogar von einer hohlen Weide irgendwo bei Stüdenitz, in der sich ihr Jochen verkriechen sollte, wenn die Franzosen schossen.

Wenn auch mit Verzögerung, so konnte sich der Haufen — mehr Räuberzivil als Militär — endlich in Bewegung setzen, um sich bei Schönermark, wie im Alarmfall vorgesehen, mit den anderen Teilen des Regiments zu vereinen. Je näher man dem Marschziel kam, je kleinlauter wurden die einzelnen Marschierer. Schließlich sprach keiner mehr ein Wort, jeder mag sich nur noch mit der nun bevorstehenden Gefahr beschäftigt haben.

In Stüdenitz war jedoch von einem Durchbruch der Franzosen und von einem Marsch auf Berlin nichts bekannt. Angeblich wäre ein Franzose gesehen worden, der sich aber fluchtartig in Richtung Elbe davongemacht hätte. Genaueres, wo er gesehen worden sei und wie er ausgesehen habe, konnte jedoch niemand angeben. Als sich dann das Gerücht, das die Veranlassung zum Abmarsch gab, tatsächlich nicht bestätigte und auch die Siegesnachrichten von Großbeeren in Windeseile von Dorf zu Dorf getragen wurden, bestand kein Anlaß mehr, den Landsturm im Kriegszustand zu belassen. Man gab den Rückmarschbefehl. Aber wie doch so ganz anders gestaltete sich der Heimmarsch gegenüber dem Ausmarsch. Die Krüge und Materialhandlungen wurden gestürmt, Schnapsflaschen gingen von Mund zu Mund. Es wurde geschrien und gesungen, viele rühmten sich ihres

Mutes und ihrer Tapferkeit, die im Redeschwall von anderen Mitstreitern weit übertroffen wurde. Es war schwer, die Disziplin nur noch einigermaßen aufrechtzuerhalten. Und der Kommandeur Jesse war nirgends zu finden. Erzählt wurde, daß er dem flüchtenden Franzosen nachgesetzt wäre.

Inzwischen mußte sich der Heimmarsch des Landsturms in Wusterhausen und in den anderen Gemeinden herumgesprochen haben. Frauen eilten ihren Männern entgegen, durchbrachen die Marschlinie, hakten sich ein und griffen wohl auch zu der ihnen gebotenen Schnapsflasche. Es war nur noch ein wüster, undisziplinierter Haufen, der schreiend und gröhrend die Landstraße entlangzog, wobei die mitmarschierenden Frauen die Männer im Kreischen oftmals weit übertrafen. Der Sieg mußte gefeiert werden, und er wurde dann in den heimatlichen Krügen bis zur Bewußtlosigkeit weitergefeiert. Schlägereien blieben nicht aus, mit Stuhlbeinen wurde geschlagen, Biergläser flogen durch die Schankstube und durch die Fenster, und auch die eisenbeschlagenen Knüppel traten in Tätigkeit. 32 schwer- und leichtverletzte Mitstreiter der Schlacht bei Stüdenitz mußten, teils sogar mit lebensgefährlichen Verletzungen, in ihre Behausungen geschleift werden. Einige hatten dabei ihr Augenlicht verloren.

Ein neuer Einsatz des Wusterhausener Landsturms war auf Grund der weiteren kriegerischen Ereignisse nicht mehr erforderlich. Aber noch jahrzehntelang wurde von dem 24stündigen Feldzug nach Stüdenitz und von den tapferen Streitern in den Krügen und den Spinnstuben erzählt und viel darüber gelacht.

Als einige Jahre nach Friedensschluß in Wusterhausen ein Kriegsteilnehmer-treffen aufgezo-gen wurde und die Krieger von weit und breit aus der näheren und weiteren Umgebung sich zu diesem Wiedersehen einfanden, war auch der ehemalige Kommandeur des 12. Landsturmbataillons, Jesse, zugegen. Und wie es bei solchen Zusammenkünften stets zunging, sprach man von gemeinsamen Erlebnissen, von überstandenen Strapazen und Gefahren, von Dennewitz, von Leipzig, Ligny, Paris, dazu wurde getrunken und ie Ereignisse oftmals verschönt und verherrlicht aus der Vergessenheit aufgefrischt. Einer der eifrigsten Erzähler hierbei war der Kommandeur Jesse. Er konnte es nicht unterlassen, immer und immer wieder sich seiner Tapferkeit und seiner Umsicht in der Schlacht bei Stüdenitz zu rühmen. Die Tischkameraden stießen sich an, zuckten mit den Achseln, von einer Schlacht bei Stüdenitz hatte bisher niemand etwas gehört. Ein bärtiger ehemaliger Jägerleutnant, geschmückt mit preußischen und russischen Ehrenzeichen, fragte darauf den Jesse bescheiden, wieviel Franzosen er denn vor sich gehabt, die er mit soviel Tapferkeit bekämpft hätte. Dem Jesse schien die Frage etwas unvermutet gekommen zu sein, aber trotzdem antwortete er im lauten Kommandoton: „Einen!“ — „Und was war mit dem einen Franzosen?“ so ging das Wortspiel des Fragenden

weiter. „Ich habe ihn totgeschossen!“ Ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Auf die weitere Frage eines bisher am Gespräch nicht beteiligten Festteilnehmers, ob der Franzose auch tatsächlich ganz totgeschossen wurde, sprang Jesse auf und schrie den Fragesteller an: „Ganz tot, ganz tot — Sie Naseweis!“ und verließ eiligst, immer noch vor sich hinmurmelnd „ganz tot, ganz tot“, den Saal.

Wie bereits erwähnt, war Johann Georg Jesse früher Prokonsul, also zweiter Bürgermeister und gleichzeitig auch Stadtrichter von Wusterhausen gewesen. Seine Rechtssprüche und sonstige Manipulationen hatten ihm erhebliche Kapitalien verschafft. Großspurig und auf sein Geld pochend, wollte er es dem Adel unbedingt gleichtun. Aus diesem Grunde kaufte er das bereits total heruntergewirtschaftete Rittergut Bückwitz, das dann auch weder er noch sein Verwalter halten konnte. Aber mit dem Kauf war er auch der Patronatsherr der Kirche geworden. In dieser ließ er trotz Proteste der Gemeinde und auch des Pfarrers an sichtbarer Stelle einige Waffen, wie Lanze, Offiziersdegen, Dolch, Karabiner u. a., und darunter eine Tafel mit goldener Schrift anbringen. Die Tafel zeigte das Phantasiewappen des Jesse und darunter stand:

„Diese Waffen führte der Unterzeichnete als Major und Commandeur des 12 t Landsturm-Battaillions in den Jahren 1812, 13, 14 und 15.

Bückwitz den 1 t Juni 1817

Johann George Christian Jesse

als gewesener Major und Commandeur“

Mit dem Umbau der Kirche im Jahre 1838 verschwanden die Waffen. Niemand wußte wohin. Es hatten sich hierfür Liebhaber gefunden.

Ohne heute auf die weiteren verrückten Ideen einzugehen, die auf Veranlassung Jesses von seinen Untertanen ausgeführt werden mußten, läßt sich schon allein aus dem bisher Geschilderten ersehen, daß Jesse bereits zu seiner Kommandeurzeit geistesgestört war. Und ein solcher Mann besaß das besondere Vertrauen der königlichen Regierung und des Gouvernements. Sollte dieser Zustand Jesses in den verstaubten Amtsstuben der höheren Stellen nicht bekannt gewesen sein? Aber auch nicht einer seiner Unterführer brachte den Mut auf, der vorgesetzten Dienststelle von der Unfähigkeit ihres Kommandeurs Meldung zu erstatten. War das schon der neue Zeitanbruch? Man könnte wohl eher glauben, daß diese Erscheinung einer längst vermoderten und vergilbten Zeitepoche angehörte.

Der gewesene Kommandeur des Wusterhausener Landsturmbataillons ist dann Jahre später, nachdem er das biblische Alter erreicht und noch oft in seiner Geistesverwirrung von der Schlacht bei Stüdenitz und von seinem Mut und seiner Tapferkeit gesprochen hatte, vollständig verarmt in einer Irrenanstalt gestorben.

Das Heft enthält:

	Seite
Hans Seiler: 8. März — Internationaler Frauentag	65
Karl Jahn: Aus der wirtschaftlichen Entwicklung Wusterhausens	66
Hans Seiler: Zum Volkskunstwettbewerb 1958	71
Ernst Stadtkus: Das Volkslied (Gedicht)	72
Angelika Moser: Dallmin — einst und jetzt	73
Will Anders: Saat des Sturmes (Fortsetzung)	80
Franz Schulz-Schleusenau: Das Geheimnis von Perleberg (Fortsetzung)	86
Guido Wolf Günther: Mumien in der Prignitz?	88
E. R. Müller: Der Wusterhausener Landsturm und die Schlacht bei Stüdenitz	92

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: Kurt Fischer, Kyritz, Maxim-Gorki-Straße 15

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: „Perleberg, am Markt“ . Aufn.: Maria Spenker

Märzheft 1958 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Deutschen Kulturbundes und von den Räten der Kreise Perleberg,
Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 110-58 - 166



Aufn.: G. Schmalfuß, Perleberg

Vorfrühlingsstimmung an der Stepenitz bei Perleberg